

AKTUELL

WAHLEN IN DEN USA

Der Obama-Effekt

Thorsten Fuchshuber, New York

Nach der Wahl von Barack Obama zum nächsten Präsidenten der Vereinigten Staaten ist die Freude unter seinen Anhängern grenzenlos. Die beispiellos erfolgreiche Kampagne der Demokraten hat einen wahlstrategischen Paradigmenwechsel eingeleitet.

„OBAMA - Racial Barrier Falls in Heavy Turnout“ - mit dieser Schlagzeile titelte die „New York Times“ am Tag nach dem Wahlsieg von Barack Obama, der damit 44. Präsident der Vereinigten Staaten wird. Unter Codes wie „Bradley-Effekt“ und „R-Word“ war in den Wochen vor den Wahlen viel darüber spekuliert worden, welche Rolle die Hautfarbe heutzutage im politischen Prozess in den Vereinigten Staaten noch spielt. So sehr die Republikaner bemüht waren, diese Frage herunterzuspielen, so sehr hatten die Demokraten gehofft, dass die Wahl Obamas nicht genau daran scheitern wird. Die Euphorie und die historische Bedeutung, die nun der Wahl eines Afro-Amerikaners zum Präsidenten der USA zugewiesen wird, zeigen, wie bedeutsam dieses Thema bis zum heutigen Tag für die Gesellschaft nicht nur der Vereinigten Staaten ist.

Skepsis, ob die Besetzung symbolträchtiger Positionen tatsächlich Auskunft über den gesellschaftlichen Status jener Bevölkerungsgruppe gibt, aus welcher der Amtsträger stammt, ist sicher berechtigt. Dennoch bleibt nicht nur für die nicht-weiße Bevölkerung der USA der 4. November 2008 ein für immer erinnerter historischer Tag, der bereits vor Obamas Amtsantritt einen sozialen Fortschritt markiert: „Es bedeutet für mich als schwarze Frau sehr viel, dass unser Land einen Afro-Amerikaner zum Präsidenten gewählt hat“, sagte eine junge Obama-Wählerin bei den Feiern am Times Square der woxx: „Mit dem Duo Obama-Biden haben wir die Chance, wieder zu dem Amerika zu werden, das wir einmal waren: Wir können ein besseres Amerika werden.“

Der von gigantischen Bildschirmen und Leuchtreklamen gesäumte Platz in Midtown Manhattan war am Wahlabend in eine überdimensionale Großbildleinwand verwandelt worden, auf die der Sender „abc“ seine Berichterstattung übertrug. Schon um 21.25 Uhr brandete dort der Jubel der Siegesgewissheit unter der mehrheitlich Obama favorisierenden Masse

auf, denn zu diesem Zeitpunkt stand fest: Der wichtigste „battleground state“ Ohio ist dem demokratischen Kandidaten sicher. Anderthalb Stunden später gab es dann kein Halten mehr: Barack Obama wird Präsident! Die Menschen strömten aus Kneipen und Privatwohnungen auf die Straßen, machten sich jubelnd auf den Weg zum Times Square und säumten die großen Avenues, die sich durch die Metropole ziehen. Autokorsos rasten hupend durch die Stadt - es wird wohl eine Weile dauern, bis ein politisches Ereignis wieder so vielen Menschen Anlass zu Begeisterung gibt.

„Die Wahl Obamas bedeutet für mich als schwarze Frau sehr viel.“

Bis zur Schließung der Wahllokale hatte das demokratische Lager zuvor um jede einzelne Stimme gekämpft. Überall in New York und den Vereinigten Staaten lud man in den vergangenen Tagen und Wochen Hunderte freiwilliger HelferInnen zu so genannten „phone banks“ in die Wahlbüros ein. Dabei wurden vor allem WählerInnen in den umkämpften „battleground states“ angerufen, um sie zu überzeugen, zur Wahl gehen. „Wir haben von hier aus täglich mit etwa 26.000 Leuten telefoniert“, erzählt Constance Dreyer, die sich in einem Gewerkschaftslokal im Bezirk Chelsea engagierte. „Das ist ein absolut demokratischer Prozess“, bekräftigt ihr Kollege Matt Walters.

Während solche Anrufe in der Vergangenheit nur von kommerziellen Call-Centern durchgeführt wurden, haben die demokratischen Wahlkampfstrategen ihre Taktik vielfach auf der Eigenverantwortung der freiwilligen Helfer basiert. „Man konnte sich auch zu Hause mit dem Laptop aufs Bett legen, auf unserer Seite einloggen und sich eine Liste mit Telefonnummern zum abtelefonieren herunterladen“, erklärt der 28-jährige Walters, der von Beruf Schauspieler ist.

Mit ihrem deutlichen Wahlsieg stellen die Demokraten künftig nicht nur den Präsidenten der USA, sondern auch eine komfortablere Mehrheit in Senat und Repräsentantenhaus - damit sind auch für die geplanten Gesetzesprojekte der Regierung Obama bereits einige Hürden aus dem Weg geräumt. Ein Sieg, der zugleich das Ende des teuersten Wahlkampfes aller Zeiten markiert. 5,3 Milliarden US-Dollar hat das Medienspektakel gekostet, etwa 27 Prozent mehr als Kerry und Bush im Jahr 2004 verpulvert haben. Vor allem Barack Obama hatte in der letzten Phase mehr Geld zur Verfügung, als er ausgeben konnte. Und da er auf öffentliche Gelder verzichtet hatte, waren seiner Kampagne auch keinerlei Grenzen gesetzt. Zugleich stammte bei diesen Wahlen ein Großteil des Geldes aus Kleinspenden, oder - wie es die US-Medien ausdrücken -, „the fat cats lost control“. 50 Prozent der Gelder Obamas und 37 Prozent jener McCains stammten aus Spenden von unter 200 Dollar.

Insbesondere den Demokraten war es gelungen, die Wahlkampfregeln neu zu schreiben: Die intensive Nutzung von Internet und Mobiltelefon, die Fähigkeit, neue Spender und Neuwähler zu erreichen, Unterstützer zu organisieren, die öffentliche Meinung zu deuten und zu beeinflussen, hatten zu einer beispiellos erfolgreichen Kampagne beigetragen. Ein Vor-

teil, den der politische Gegner wohl kein zweites Mal gewähren wird. „Wir werden diese Wahl über Jahre hinweg analysieren, als bahnbrechende Kampagne“, sagte etwa Mark McKinnon, der George W. Bush bei den Wahlen in den Jahren 2000 und 2004 beraten hat: „Dieses Jahr bedeutet einen Paradigmenwechsel, die ganze Kampagnenpolitik wird nicht mehr zentral und von oben gesteuert, sondern dezentral und von unten organisiert.“

Die demokratischen Prozesse während des Wahlkampfes gehörten auch für viele der unzähligen freiwilligen Helfer zu den faszinierendsten Erfahrungen, wie man immer wieder zu hören bekommt. Die schiere Lust vieler demokratischer Militanter am gemeinsamen Tun, an der Aktivität selbst, scheint vielen eine Befriedigung zu verschaffen, wie man sie etwa in der globalisierungskritischen Bewegung beobachten kann. Obama indes hat in der Rede zu seinem Wahlsieg deutlich gemacht, dass er auch künftig auf die tatkräftige Unterstützung seiner Basis angewiesen ist. Abzuwarten bleibt, wie viel von der beschworenen basisdemokratischen Praxis im Widerstreit mit der parteipolitischen Elite übrig bleibt.

Tage nach den Wahlen ist das Konterfei des künftigen Präsidenten auf Postern, T-Shirts, Mützen und Stikern in New York überall präsent, bereits vor seinem Amtsantritt ist Barack Obama in den USA zur Ikone stilisiert. Er hat in einem relativ großen Teil der Bevölkerung eine sei es diffuse, sei es konkrete politische Hoffnung geweckt. Wie sich der augenblickliche Personenkult mit dem politischen Alltag verträgt, muss sich erst noch erweisen. Mag sein, dass für viele, die nun von einer Welle der Euphorie getragen werden, bald die Katerstimmung folgt.

Ruhe vor dem Sturm am Morgen des letzten Wahlkampfes: Das Gewerkschaftslokal der „Teamsters“ im New Yorker Stadtteil Chelsea ist zur „phone bank“ gerüstet.



FOTO: DANIELE WEBER